



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Leipzig.

I. *)

Leipziger Feste. — Die Naturforscher und der Literatencongr. — Gerwegh. — Literarische Abendunterhaltung. — Zwei Petitionen. — Nachdruck und Nachdrucker.

Das letzte Viertel des Jahres 1842 brachte uns einige Feste, die vom Literatenverein angeregt wurden und der liberalen und guten Stadt Leipzig gewiß nur zur Ehre gereichen können. Der Literatenverein entwickelt überhaupt seit einiger Zeit viel lebendige Wirksamkeit. Er kann sich freilich im Essen und Trinken noch nicht mit den Naturforschern messen, die schon als solche berufen sind, das gesammte Thierreich in seinen verschiedensten Vertretern, von der Kuster im Meeresgrund bis zur Lerche in den Lüften, näher zu erforschen und in sich aufzunehmen, so wie in allerhand Weinsorten die organische Chemie und den Proceß der Gährung tiefer zu ergünden. Uebrigens besitzen die Naturforscher eine vieljährige Erfahrung und erfreuen sich allerhöchster Gönnerschaften, wie die Einladung nach Grätz bewies, die nur deshalb mit so allgemeiner Acclamation angenommen wurde, weil diese gastfreie Stadt sich durch eine außerordentlich gediegene culinarische Bildung auszeichnet. Allein wenn bei den Naturforschern dieses practische Studium der Zoologie, Pomologie, Botanik (durch Salate) und der Chemie die Hauptsache bleibt, so sind die öffentlichen Dinners und Soupers des Literatenvereins nur ein Vorwand, im wahren Sinne des Wortes eine Lockspeise, da, im Vertrauen gesagt, das Essen bei solchen Gelegenheiten in unsern Hôtels schlecht ist. Dafür ist die Unterhaltung desto bedeutender. Beim Zweckessen hören alle Rang- und Standesunterschiede auf; Schriftsteller, Studenten, Beamte und Kaufleute sitzen unter einander gemischt, selbst die Geldaristokratie wird human und lebenswürdig, manches Herz, sonst unzugänglich wie eine eiserne Geldkiste, öffnet sich dem Sturm der feurigen Worte und fühlt plötzlich Sympathien für die Literatur der Gegenwart; mancher Philister, der sonst die Zeitungen mechanisch wie Stroh und Disteln fraß, kehrt beim Morgengrauen mit

*) Verspätet.

schwerem Kopf, aber doch auch mit einer Ahnung, wo nicht einem Begriff von den höhern Dingen dieses Lebens heim. Das fidele Leipziger Publikum ist für Eindrücke dieser Art sehr empfänglich und zeigt sich bei solchen Anlässen recht gelehrig. Es ist daher eine sehr gute Politik von den Directoren des Literatenvereins, wenn sie so oft als möglich die Bratenweste anziehen. Mögen solche Feste nur häufig wiederkehren und immer geistiger werden, wie die griechischen Symposia; vielleicht bilden sie sich sogar einmal zu englischen Meetings aus.

Eine andere Frage ist noch, ob der Literatenverein sich wirklich entschließen wird, in Verbindung mit den auswärtigen Schriftstellercolonien in Stuttgart, Hamburg, Berlin (und Wien?) einen allgemeinen Congress auszuschreiben. Es ist stark die Rede davon gewesen, und von mehreren Seiten wurde bereits Verwalt, der friedliche, schlichtende, practische Reisehandbücher-Mann, als Impresario vorgeschlagen. Da es unter den Mitgliedern des hiesigen Literatenvereins mehrere Buchhändler, wie Brockhaus, Engelmann, die beiden Wigands und Bieder, giebt, so könnte man auf der Reise gleich Reisenovellen und dergleichen schreiben und anbringen, so daß für die Kosten vielleicht communistisch gesorgt würde. Jedenfalls aber wäre es rathsam, sich von den Naturforschern in's Schlepptau nehmen zu lassen, bei denen man durch Herrn von Krumpholtz, als Küchenmeister und Geschäftsträger, sich vortheilhaft empfehlen könnte. Es würden sich unter den Schriftstellern gewiß auch naturhistorische Talente zeigen. Man würde, im Gefolge so vieler beordensbänderten Professoren respectirt und tractirt werden, und könnte nicht bloß unter einander, sondern auch mit großen Gelehrten Bekanntschaften und Verbindungen anknüpfen.

Aber jene Feste? Das erste galt dem jungen Dichter Georg Herwegh, und gewiß wurde er auf seinem Triumphzuge durch Deutschland in wenigen Städten mit so herzlicher Theilnahme und wahrer Begeisterung aufgenommen, wie hier. Vollends das Festessen, das ihm auf Anregung des Literatenvereins, im Hotel de Pologne, gegeben wurde! Etwas unpassend war die Lorbeerkrone, die man ihm aufsetzte, und die er aufrichtiger, wie Julius Cäsar die Kaiserkrone, in einer schlichten, kräftigen Rede ablehnte. Aber sonst wurden sinnige Toaste gebracht, und einige junge Studenten zeigten eine Geistesgegenwart und Rednergabe, die als Zeichen von dem Talent für die Oeffentlichkeit, das in der deutschen Jugend verborgen liegt, sehr angenehm überraschte. Auch Robert Blum sprach mit gewohnter Fertigkeit und Wärme. Herwegh trug sein neuestes Lied von der Lerche und Nachtigall vor, das er später auch in Königsberg öffentlich las. Um Mitternacht wurde die Versammlung stürmischer und der Wein floß wie Blut in Strömen. Wer da kam, geladen oder ungeladen, lief

Gefahr, in Champagner ersäuft zu werden. Die Deutschen entwickeln bei solchen Gelegenheiten, trotz der wildesten Gefänge, eine merkwürdige Gutmüthigkeit. Das Lied an die Freude ist echt deutsch. Ich glaube, wenn sämtliche neununddreißig deutsche Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten u. s. w. incognito einzutreten geruht hätten, man wäre ihnen kameradschaftlich um den Hals gefallen. Und selbst wenn der tobt Etschoppe gekommen wäre, man hätte ihn nicht hinausgeworfen, sondern der Vorsitzende und Vortrinkende hätte bloß befohlen: Er stehe weinend sich aus unsrem Bund.

Daß Herwegh's Gedichte in ganz Deutschland ein so lautes, freudiges Echo weckten und glänzenden Ruhm erwarben, als die Poesien aller kurz vorhergegangenen, noch so talentvollen politischen Dichter, liegt vielleicht darin, daß sie ganz national und der Volksstimmung, die seit etwa zwei Jahren herrscht, wie aus dem Herzen geschrieben sind. Herwegh ist nicht zerrissen, nicht verzweifelnd, sondern voll Muth und Energie, voll Vertrauen auf die Kraft und Zukunft des Volkes, und geradezu, positiv zu Thaten auffordernd. Das war weder bei Grün, noch bei Beck oder Lenau der Fall, obgleich diese Poeten theils mehr Tiefe des Gemüths, theils mehr Gedankengehalt und Reichthum der Phantasie besitzen. Dafür haben sie nicht den energischen, oft Schiller'schen Schwung und Troß der Herwegh'schen Muse. Es konnte nicht fehlen, daß man Vergleichen zwischen Herwegh und Hoffmann von Fallersleben anstellte. Solch ein Vergleich ist an und für sich schon ein Unrecht; Fallersleben ist rein epigrammatisch und übrigens kein Knabe mehr, während uns Herwegh die erste, frische Blüthe einer reinen, aber auch unerfahrenen Jugend gab. Möge man sich nur nicht zu bald an seinem Talente versündigen. Ein Dichter, der in jungen Jahren mit einem Sprung eine so bedeutende, schwindlige Höhe errang, braucht einige Muse zur Einklehr in sich selbst, sich umzuschauen, zu sammeln und nach vielen Seiten hin tiefer zu entwickeln. Aber manche unserer Liberalen, die in ihm zu wenig den Dichter beachten, sind gar ungestüm und einsichtlos. Da wird an so einem politischen Dichter gepreßt und gearbeitet, als wäre er eine Feuerspritze oder vielmehr eine Kanone, und als wüchse die Wirkung seiner Lieder, wie der Bomben bei einer Belagerung, mit der Zahl derselben. Wer weiß, wenn Herwegh ein Jahr lang keine mittelmäßigen politischen Gedichte in's Feuilleton der rheinischen Zeitung sendet, ob sie ihn nicht wie einen Soldaten behandeln, der seinen Posten verlassen hat, und für einen Apostaten erklären. Haben sie doch dem armen Freigrath so lange zugesetzt, bis er in seinem Gedicht: „Ein Flecken am Rhein“ nothgedrungen erklärte, auch er habe der Zeit Treue geschworen; als ob er

mit seiner eigenthümlichen Richtung nicht von Hause aus ein echtes Kind seiner Zeit gewesen wäre. Und da haben denn einige Zeitungen richtig, in Notizen, quittirt über einen wohlthätigen Beitrag für die Zeit, eingelaufen von F. Freiligrath. Nun steht er auch auf der Liste. — Herwegh's Persönlichkeit hat allgemein den Eindruck einer edlen, unverdorbenen Natur gemacht, und man erklärte sich aus seiner beinahe ländlichen Einfalt und Naivetät manches seltsam Pointirte in seinen Gedichten, was man leicht für gesucht und gemacht halten konnte. In Berlin, hören wir, ist er der Lion des Tages, vielleicht etwa wie List oder die Eisler, und der Berliner Wig, der Alles, was ihm nahe kommt, wie ein fressendes Feuer ergreift, brachte ihn mit dem König in eine Caricatur.

Kurz nach dem Herwegh-Feste kam das Schillerfest, welches wahrscheinlich mit der Zeit zu einem regelmäßigen Stadtfeiertag werden wird. — Kürzlich gab der Literatenverein auch eine sehr besuchte literarische Abendunterhaltung; der Ertrag, eine hübsche Summe, bildet die erste Grundlage eines Fonds zur Unterstützung hilfsbedürftiger Literaten. Dr. Biedermann, Dr. Kaiser, Robert Blum, Laube und Herlossohn hielten Vorlesungen über den Einfluß der Philosophie auf Staat und Gesellschaft in Deutschland, über die Stellung des Weibes, über Gemeinde und Gemeindeverfassung, über „arme Poeten“ und über Humor und Wig. Laube's Vortrag ging indirect auf den Zweck der Abendunterhaltung ein, und war größtentheils edel gehalten; als Beispiel von darbenden Talenten, welche durch die Theilnahmslosigkeit der Welt verkümmerten, oder zu früh der Nation entzogen wurden, führte er Moses Mendelssohn und Schiller an; Blum sprach sehr practisch, auch Professor Biedermann und Kaiser lasen sehr populär; Herlossohn wurde oft durch den lautesten Beifallsturm unterbrochen. — Außer dieser spielenden Thätigkeit entwickelt der Literatenverein auch eine sehr ernste. Jetzt gehen zwei vom Verein entworfene und von allen Mitgliedern unterzeichnete Petitionen an den Landtag ab. Die erste verlangt von der Regierung diejenige Pressfreiheit, welche nach der Bundesacte zulässig ist, so wie Verwendung beim Bundestag für die endliche Verwirklichung der im Jahr 1815 versprochenen vollkommenen Pressfreiheit. Die zweite bittet um ein die Rechte des Schriftstellers auf sein literarisches Eigenthum besser wahrendes Gesetz. Man ist sehr gespannt, welchen Einfluß diese vortrefflich abgefaßten Petitionen den beiden über dieselben Fragen von der Regierung vorgelegten Geszentwürfen gegenüber haben werden. Die zweite Kammer hat ihre Sitzungen in einer sehr energischen Stimmung begonnen. — Auch gegen die literarische Freibeuterei in den Journalen hat man

drohende Maßregeln ergriffen. Der Verein hat eine Commission von fünf Mitgliedern ernannt und beauftragt, alle belletristischen Journale zu controliren und jeden Nachdruck anzuzeigen. Von Zeit zu Zeit wird dann eine Liste solcher literarischen Diebe in allen Zeitungen an den Pranger gestellt werden. Vielleicht bildet sich auf diese Weise eine öffentliche Meinung über die Schändlichkeit des Nachdruckergewerbes, und das deutsche Publikum schämt sich endlich, den Diebeshehler zu machen, und seinen Geist mit gestohlenen Wissen füttern zu lassen. Das deutsche Publikum ist ohnedies unzureichend genug gegen seine Schriftsteller und liebt die gebiegensten Productionen aus der Leihbibliothek. Wie viele unter unsern Gebildeten und Wohlhabenden schaffen sich z. B. Immermann's „Münchhausen“ an? Ist das nicht genug? Muß man die Schriftsteller auch noch um die kärglichen Früchte ihres Fleißes und Schweißes betrügen helfen? Jeder Literat, der zum Verein gehört, sollte sich aber auch verpflichten, mit jedem Blatt, das sich durch Nachdruck befleckt, alle Verbindung oder Correspondenz abzubreaken, auch wenn es ihn — lobhudelt.

2.

Herwegh und der König von Preußen. — Verbot der „Leipziger Allgemeinen“ und der „Deutschen Jahrbücher.“ — Journale. — Grün.

Seit dem Abgange meines vorigen Schreibens haben sich Dinge zugetragen, von denen unsere Philosophie sich nichts träumen ließ. Vorerst hat der Herwegh'sche Triumphzug nach Königsberg plötzlich eine Wendung genommen, die das Ganze zu einer wahrhaft erbaulichen und denkwürdigen Historie macht. Die Tagesblätter bringen noch immer Illustrationen dazu. Genug, die tragikomische Katastrophe warf ein seltsames Licht sowohl auf die Gesinnung unserer sogenannten Conservativen wie auf die Klugheit unserer Liberalen und unsere literarisch-politischen Zustände überhaupt. Unter dem Glockengeläut aller großen und kleinen Journale hielt Herwegh seinen Einzug in Berlin; er ward der Lion des Tages und erregte selbst die Neugier oder Theilnahme des Königs; sofort vergaßen die servilsten Blätter, die seinen Namen stets mit horreur genannt, seine Lieder und verneigten sich vor dem „großen“ Herwegh; denn der König hatte ihn zu sich geladen; ein reicher Mann, sogar Hoflieferant, gab dem liberalen Poeten nach einer Bekanntschaft von 24 Stunden seine Tochter

zur Braut; denn der König hatte ihn zu sich geladen. Sie sehen, das Wort: „der König“ ist in Berlin eine Zauberformel. Da mußte sich wohl Jeder im Innersten die bange Frage stellen: Hat dieser jugendliche, gewiß edle Dichter auch die Reife des Verstandes, den tiefen Ernst und den klaren Blick, ist er auch wirklich im Innersten so erhaben über die Kleinliche Poeteneitelkeit, um auf dieser künstlichen Höhe nicht schwindlig zu werden, um die Menschen zu durchschauen und sich über seine Stellung nicht zu täuschen? Oder werden die Mänaden der Berliner Enthusiasterei so lange mit dem ehrlichen Schwabenzüngling ihre Affenshände treiben, bis er sich einmal versieht und man das Spielzeug wieder zerreißen kann? — Wahrlich, es wäre viel, sehr viel von dem jungen Poeten gewesen, wenn er diese Feuerprobe ausgehalten hätte. Ich hätte nicht angestanden, in diesem Falle ihn für mehr als einen talentvollen Lyriker, für einen geborenen Volksführer zu erklären; denn es gehörte bei dem Feuer des Dichters auch die Ruhe des weitausblickenden Denkers dazu. Und Ihr wundert Euch, daß Herwegh kein D'Connell, kein Jacobi, sondern einfach ein genialer junger Dichter war, der recht nach Poetenweise, betäubt von Euren dicken Weihrauchwolken, von den schreienden Chören seiner Nachahmer, irre geführt von der wichtigen Miene, mit der die großen Zeitungen jeden seiner Schritte beobachteten, kurz geblendet von dem strahlenden Nimbus, der sich plötzlich um sein harmloses Haupt legte, über diesem Nimbus den Kopf verlor? Herwegh täuschte sich über seine Stellung gerade so, wie man sich im Allgemeinen über den Einfluß und den Charakter der sogenannten politischen Poesie täuscht. Erlauben Sie, daß ich hier ein wenig aushole.

Es war mir stets unbegreiflich, wie man noch daran zweifeln könne, daß der Dichter, der wahre und große nämlich, nicht anders als ein Dichter der Freiheit sein kann. Wer will sich die Poesie anders als mit dem zartesten und tiefsten Sinn für menschliche Würde und Freiheit denken? Ich dachte, es verstehe sich von selbst, daß der Dichter die edelsten Träume und die erhabensten Räthsel der Menschheit in Geist und Herzen trage; sei es, daß er, wie Schiller, im begeistertsten Glauben an ihre fortschreitende Idealisierung oder wie Byron im Schmerz über ihre grellen Widersprüche schwelge oder daß er, zwischen beiden stehend, wie Göthe, die Geschichte der Menschheit als Naturgeschichte bewundern. Der wahre Dichter war auch stets ein Dichter seiner Zeit. Nur Pedanten, Heuchler oder Lakaien haben von jeher in Deutschland die lebendigen Quellen der Gegenwart gerichtlich versiegeln und den Dichter in alle möglichen aschgrauen Vorzeiten verweisen wollen, weil das deutsche Leben überhaupt lange kein eigenes, frisches, sondern ein Wiederkäuen übernächtigen,

verschimmelten Daseins war. Politik, schrieten sie, was versteht Ihr davon! Werft Euch auf die Geschichte. — Als ob die Politik etwas anderes wäre, als die Geschichte der Gegenwart oder umgekehrt! Als ob die Vergangenheit dem Dichter anders lebendig werden könnte als mit dem Auge seiner Zeit gesehen! Der Polizeiminister versteht freilich mehr von Politik als der Dichter; eben so versteht der Chemiker mehr von der Natur des Weines, der Physiolog oder Seelenarzt mehr von den natürlichen Bedingungen der Liebe und der Seelsorger mehr von der Kirche als er. Es liegt wohl auch in dem, was man politische Angelegenheiten nennt, etwas rein Menschliches, was außer dem Polizeiminister auch andern z. B. dem Volke zu Herzen geht. Aber freilich ist nur das Große, für Sein oder Nichtsein Entscheidende, das Herzerzregende davon Gegenstand des Dichters, nicht die kleinliche Sorge und der engherzige rechnende Sinn des beschränkten Hausstandes. Der Dichter soll nie statt der Blumen die Botanik, statt der Andacht das Dogma und statt der tiefen Sehnsucht eines Volkes seine Verfassung in Verse bringen. Aber wo in der Geschichte, der vergangenen oder gegenwärtigen, eines Volkes das Schicksal auftritt, wo die Zukunft goldenen Schimmer oder dunkle Schatten hereinwirft, da treibt es den Dichter, Jeremias oder Tyrtäus zu sein; und wo die Kunst schlummert, da erklingen von selbst, wie tausende von unsichtbaren Windharfen, die Herzen des Volkes und jene Gesänge entstehen, die ein Jahrhundert dem andern als Ammen- und Grablieder singt: die Volks- und Nationallieder, die man doch wahrlich auch für Poesie hält, obwohl sie sich gar oft auf sogenannte Politik beziehen. Das haben nicht nur die Gegner, sondern auch die absoluten Prediger der politischen Poesie zu bedenken, damit sie den politischen Dichter eben so wenig mit dem Publizisten wie etwa den Epiker mit dem Geschichtsforscher verwechseln. So unmöglich diese lächerliche Verwechselung scheint, so kommt sie doch täglich vor. Und wie den Charakter, so erkennt man auch den Einfluß der wahren Freiheitspoesie.

Man vergift, daß die Wirkung der Poesie keine unmittelbare, aber auch eine reinere und höhere ist; um so viel höher, als die Freiheit über dem liberalsten Polizeigesetz und die Humanität über einem Gemeinderecht steht. Unsere Parteimänner zögern nicht, den Dichter in ihre Reihen zu stellen. Seid Ihr wirklich Partei, so werdet Ihr specielle, praktische Zwecke verfolgen. Da soll Euch der Dichter helfen? Aber es giebt prosaische Menschen, die eine materielle Wirkung vom politischen Gedicht erwarten und dieselbe förmlich taxiren. Es wird noch dahin kommen, daß verglichen Politiker sagen: Herwegh, Sie müssen noch ein Halbduzend Lieder gegen das geheime inquit-

statorische Gerichtsverfahren machen, damit wir durchbringen*). — Als Bürger, mit seinem sonstigen Talent und Fleiß, mag er in *Euerneichen* kämpfen — nicht als Dichter, da gehe er allein. Weh ihm, wenn sein ideeller Horizont nicht weiter reicht, als der Eure, wenn seine politische Sehnsucht nicht tiefer wurzelt, seine Begeisterung nicht höher fliegt als Eure Zwecke! Weh ihm, wenn Ihr nicht zu ihm emporsehauen müßt! Und in diesem Sinne hat Freiligrath vollkommen Recht mit seinen viel angefochtenen, vielleicht auch falsch angebrachten Worten: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf der Linde der Partei!“ O Volk, einst mußt Du Deine ersten Kinder, die Dichter, Schutz und Ehre vor Fürstenthronen suchen — jetzt nimmst Du Dein schönstes Recht wieder an Dich, aber sei ein großherziger Mäcen, kein rechnender Brodherr. Wenn die Purpurborenen Geburtstagslieder heischten, so heische Du keinen Tribut an Schmeicheleien vom Dichter; frage nicht: Was nützt mir heut Dein Sang? sondern nimm den Segen seines Liebes, wie den Thau, der vom Himmel fällt, ohne ihn zu messen oder zu wiegen; er wird um so reiner sein.

Allein so beleidigend im Grunde diese materielle Würdigung der Freiheitspoesie ist, so mag sie oft dem jungen Poeten schmeicheln; sie stellt ihn als Mann der That, der handgreiflichen That hin; er führt eine zweischneidige Waffe in der Faust; er läßt sie im Sonnenschein der Öffentlichkeit blitzen und kann mit seiner Macht drohen. Wie ein Napoleon glaubte sich wohl Herwegh ins Feld der Politik zu stellen, denn hinter ihm stand ja eine Armee von Dichtern. Deutschland, glaubte er, erwarte Thaten von ihm; jeder seiner Schritte sei von politischer Bedeutung; an seinem Beruf zum Reformator konnte er so wenig zweifeln, wie der Poet, der das innere Leben der Rosen und Lilien träumt, daran zweifeln kann, daß er ein vortrefflicher Gärtner ist. Zugleich sängen seine liberalen Freunde an, ihm den Besuch beim König übel zu deuten; ja es wurden geistreiche Abhandlungen darüber gehalten, ob ein republi-

*) Aufrichtig gesagt, erscheint mir die jetzige politische Dichterschule ganz und gar in diesem prosaischen und abgeschmackten Lichte. Die Zerrissenheit, die nationale Verzweiflung oder die revolutionäre Leidenschaft ist weit eher Gegenstand poetischer Begeisterung, als die ruhige Arbeit des bürgerlichen constitutionellen Fortschritts, dieses Proceßführen, möchte ich sagen, diese Aufgabe praktischer, ehrlicher Geschäftsleute und Advokaten. Dabei rasseln diese politischen Sänger außerordentlich muthig mit dem Phrasenschwert, und vergießen ihr Blut in metrischen Strömen, weil sie wohl wissen, daß man sie nicht beim Wort nehmen und keinen Tropfen für's Vaterland von ihnen verlangen wird. Nicht Herwegh, der in mehreren Geichten das Schicksal der Nation im Großen und Tiefen erfaßt hat, sondern seine zahllosen Nachtreter meine ich, mit ihren Gelegenheitsreimen auf Stände und Minister.

kanischer Dichter einen lebendigen, leidhaftigen König ansehen dürfe. Außer dem führten alle Zeitungen die Worte an, die der König zu ihm gesprochen von seinen Worten war keine Rede. Der arme Herwegh glaubte, in eine schiefe Stellung zur Nation zu kommen, wenn er sich nicht herausbiß. Er that also, in aller Geschwindigkeit eine That und schrieb den bekannten Brief. — Welch ein Lärm erhob sich in Israel! Herwegh mußte Preußen verlassen und trat seinen Rückzug mißmuthig, unbemerkt und ungefeiert durch Leipzig an. Die Servilen oder Conservativen, wie sie sich lieber nennen, hatten plötzlich wieder horreur vor dem Namen Herwegh und konnten sich vor obligater Wuth über seine Unverschämtheit u. s. w. nicht fassen; denn Herwegh war in Ungnade; die Liberalen erholten sich unverzeihlich langsam von ihrem Schrecken und suchten falsche Entschuldigungsgründe für Herwegh auf, denn der Liberalismus selbst war gleichsam in Ungnade; die große Masse gesinnungsloser Philister betrachtete die Sache als reinen Spektakel und der herzlose Berliner Faselwitz machte durch ein Wortspiel aus Georg Herwegh Georg Hinweg. Und worin bestand denn eigentlich der unerhörte Frevel in Herwegh's Brief? Ob er mit Wissen und Willen des Dichters oder durch die Indiscretion eines Freundes veröffentlicht worden, daran liegt wenig; denn es war kein Privatbrief, seinem Inhalte nach. Zuerst mußte die Zwecklosigkeit des Schreibens auffallen; denn das Verbot des „Deutschen Boten aus der Schweiz“ verstand sich, nach den Bundesgesetzen, von selbst; dann der leidenschaftliche und oft kindisch renommistische Ton. Die Verständigen sagten mit Recht: Herwegh's Brief mußte ein Meisterstück in Styl und Logik, ein denkwürdiges Document sein wie die Vertheidigungsschriften Jacobi's, wenn er, als angehender Publizist, als Sprecher einer liberalen Partei vor dem König nicht lächerlich werden wollte. Auch mußte der junge Dichter, dem Talent und Glück die Achtung und Aufmerksamkeit eines geistreichen Monarchen verschafften, diese Gunst nicht so ungeschickt mißbrauchen, sondern zu einem höheren Zweck benutzen, er durfte nicht bloß von sich und seiner kleinen Angelegenheit sprechen. Herwegh hat gezeigt, daß er nicht reif ist, eine politische oder publizistische Rolle zu spielen. — Darüber hätte man sich aber gleich anfangs keine Illusionen machen sollen. Unbesonnenheiten, wie die Herwegh'sche, hat jeder Poet in seinem Leben begangen; daß die Unbesonnenheit gerade einen König berührte, darüber brauchte man weder zu erschrecken, noch solch ein Geschrei zu erheben. Der König selbst wird sie hoffentlich zuerst richtig gewürdigt und vergessen haben? Unsere großen und kleinen Blätter freilich läuten noch immer mit allen Glocken darüber. — Herwegh wird sich in Egestal, Basellandschaft, niederlassen.

Vom Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung in Preußen werden Sie gehört haben. Die Minister waren durch eine Correspondenz über ihr Verhalten in Bezug auf den Hegesegentwurf in ein schiefes Licht gestellt und das Manifest, welches sie gleichzeitig mit dem offiziellen Verbot, gegen die Brockhaus'sche Zeitung erließen, war allerdings in einem starken Tone abgefaßt. Man glaubt, das Verbot werde, sobald es schicklich, wieder zurückgenommen werden, schon um dem Bedürfnis der Preußen zu genügen, die sich der Leipziger Allgemeinen kaum entwöhnen werden. Selbst jetzt wird sie, trotz der Polizei, in Preußen an sehr vielen Orten gelesen und Manche zahlen ihr Abonnementsgeld fort, auch wenn sie das Blatt nicht erhalten. — Für immer aber sind die „Deutschen Jahrbücher“ entschlafen. Sie starben nicht des natürlichen Todes, nicht an Altersschwäche und Abonnentenmangel, sondern die Concession wurde ihnen wegen ihrer antichristlichen Tendenz entzogen. Aber sollte das Christenthum durch ein Journal untergraben werden? — Selbst dem „Charivari“ von Dettinger, Helb's „Lokomotive“ und den „sächsischen Vaterlandsblättern“ sind drohende Winke zugekommen. Der „Charivari“ bringt sehr hübsche Holzschnitte mit witzigen Erklärungen von Dettinger, der nur etwas zu sehr parisiert. „Die Lokomotive“ ahmt sehr glücklich die Dorfzeitung nach, und im Grunde ist diese eher deutscher Charivari zu nennen. „Die sächsischen Vaterlandsblätter“, von Günther und R. Blum redigirt, mögen auf jene ehrenvollen Winke von oben den meisten Anspruch haben; sie nehmen nicht nur oft Preußen beim Wort, sondern widmen auch dem constitutionellen Leben in Sachsen große Aufmerksamkeit. Ueber Laube's „Elegante“ läßt sich noch kein Prognostikon stellen; Heine's „Atta Troll“, ein humoristisches Gedicht, erscheint nach unserer Meinung zu seinem Nachtheil in so kleinen wöchentlichen Abschnitten in der „Eleganten“; Laube widmet übrigens dem Blatte großen Fleiß und Eifer. Die „Morgenzeitung“ bringt seit dem neuen Jahr nicht nur deutsche Originalnovellen, sondern auch ein „Literaturblatt“ als Beigabe, welches Kühne's Organ ist; die ersten zwei Nummern dieses Literaturblattes brachten einen treffenden und sehr anmuthig geschriebenen Artikel aus Kühne's Feder über F. v. Paalzow. Die „Rosen“ blühen wie im vorigen Jahre. Der „Komet“ hat, seit er in Bösenberg's Verlag erscheint, einen geregelteren Gang angenommen, bringt aber noch immer witzige und humoristische Geschichten von dem unerschöpflichen Herlossohn. Ein neues Blatt, die „Freizügeln“ von Bauschke, satyrischer Richtung, Planet, (E. Reil) Gilpost, Eisenbahn (von Dr. Kaiser redigirt) u. u. befinden sich alle im erwünschtesten Wohlfsein. Die Pressezeitung bringt vom Neujahr an auch eine

gebrängte Bücherschau, vorzüglich auf den positiven Inhalt jeder neuen Erscheinung eingehend. — Der hiesige Literatenverein hat sich des vertriebenen Dr. Grün auf eine höchst ehrenvolle Weise (in pecuniärer Hinsicht) angenommen. Um so herzlicher gönnten wir ihm die Freude, sein erstes Anniversarium (21. Jan.) durch ein Festessen zu feiern. Die Herren konnten sich's mit gutem Gewissen schmecken lassen; denn ihr Verein hat schon manches Gute zu Stande gebracht.

II.

S o n n e t t.

Dem Redacteur der Grenzboten.

Ein Jahr ist wieder nun dahingegangen,
Wir stehen noch an deutscher Heimath Grenze,
Und von daheim erwachtem Freiheits-Lenze
Will Botschaft spärlich nur zu uns gelangen.

Wonach die Boten von der Grenze rangen,
Daß stolz in edler Völker Bund erglänze
Das Vaterland im schönsten aller Kränze,
Blieb tiefer Sehnsucht unerfüllt Verlangen.

So mögen sie, des Wortes Friedens-Streiter,
Hier in dem freien, einst ach! deutschen Lande
Für deutsche Zukunft rüstig kämpfen weiter;
Bis leuchtend einst der gleichen Freiheit Bände
Sich friedlich um die Völker alle winden,
Und Grenzen und Begrenzung endlich schwinden.

III.

N o t i z e n.

Aus Paris.

— — — Das Aufsehen, welches der dritte Band von Louis Blanc's „Geschichte der letzten zehn Jahre“ macht, ist noch größer als dasjenige, welches die Erscheinung der beiden ersten erregte. Es sind schwere Thatfachen darin aufgedeckt, namentlich Louis Philippe selbst betreffend; mancher Klatsch

ist leicht als solcher zu erkennen, aber der Wahrheitsstempel verläugnet sich da niemals, wo Wahrheit ist.

— — — Die Wespen von A. Karr fangen an, ihren Stachel zu verlieren, um so mehr als der Herausgeber es sich bequem macht und da, wo ihm der Geist ausgeht, ohne Scheu ganze Seiten aus seinen früheren, bereits erschienenen Schriften in seinem Pamphlete von Neuem abdruckt.

— — — Seit einiger Zeit verlegen die hiesigen Roman- und Novellen-Dichter den Schauplatz ihrer Productionen häufig nach Deutschland. Eine allerliebste Novelle von Paul Foucher „Der Freund des Prinzen“ hat Friedrich II., Ratt und Keith zu Helben. Die Franzosen verstehen es leider besser, die deutschen Stoffe sich zuzuschneiden, als wir Deutschen selbst. Man braucht nur die erwähnte Novelle mit dem vor noch nicht langer Zeit erschienenen Roman „Ratt“ zu vergleichen, um sich hiervon zu überzeugen.

— P. —

Zur Erklärung.

Gleichzeitig mit den Grenzboten brachte die Augsb. Allg. Zeitung eine Biographie Espartero's. Da dem mit Post versandten Journale die schnellere Vorbereitung zur Seite steht, so könnte es leicht das Ansehen haben, als wären wir der Augsb. Allgem. Zeitung nachgehinkt, um so mehr, als auch dem Artikel der Grenzboten die Biographies des Contemporains illustres par un homme de rien (eine der bestunterrichteten Quellen, wie auch Höffen in der Augsburger gegen sie polemisiert) zu Grunde lag. Aber eine Vergleichung beider Artikel wird nicht zu unserm Nachtheile ausfallen. Während die Augsburger sich damit begnügte, den homme de rien im Auszuge zu übersehen, hat unser verehrter Herr Mitarbeiter dabei die neuesten, deutschen Quellen über Spanien, wie Lichnowsky, Höffen u. s. w. benützt und außerdem noch die Biographie bis auf die letzten Wochen fortgeführt. Die Biographien d'un homme de rien gehören ohnstreitig zu dem Geistreichsten und Interessantesten, was in letzterer Zeit zur Charakteristik der Personen, welche unsre Epoche in Bewegung setzen, geschrieben wurde. Allein für die deutsche Anschauung reicht der französische Biograph nicht immer aus. Wir werden in Zukunft mehrere dieser „modernen Charakteristiken“ unsern Lesern vorführen; aber ohne dem französischen Verfasser streng zu folgen, vielmehr werden wir denselben durch Zuziehung der neuesten und besten deutschen und englischen Quellen zu ergänzen trachten.